



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neu-Deutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bedeutendere erfordern wird, auf eine neue Expedition größern Stils einlassen werde, die, selbst mit Tausenden wohlgerüsteter Soldaten unternommen, so geringen Erfolg verheißt, daß sie, so oft auch Franzosen und Engländer mit den Hovas gekämpft haben, noch niemals gewagt worden ist. Ohne einen siegreichen Marsch nach der Hauptstadt werden aber die jetzigen Erwerbungen Frankreichs auf Madagaskar gewissermaßen in der Luft stehen und, selbst wenn sie auf die Dauer zu halten wären, ein schmaler ungesunder Küstenstrich ohne Hinterland, also ohne beträchtlichen Handel sein.



Neu-Deutschland.



er die ausländische Presse auch nur flüchtig verfolgt, kann fast täglich darin Schilderungen deutscher Zustände und Verhältnisse begegnen. Diese Schilderungen sind nur zu oft oberflächlich und ungenau, die daran geknüpften Folgerungen und Urteile aber häufig einseitig, absprechend und nur in ganz seltenen Ausnahmefällen wohlwollend. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Ursache dieser Erscheinung einzugehen. Wir Deutschen müssen uns mit derselben eben abfinden, so gut es gehen will, und wir trösten uns am besten mit der im täglichen Leben oft genug beobachteten Thatsache, daß der „bestgehaßte“ Mann nicht notwendig der schlechteste ist. Ein wirklich unparteiisches fremdes Urteil über das deutsche Reich und seine Entwicklung wird stets unser Interesse erwecken, und umso lebhafter, je befähigter zu klarer Einsicht in unser öffentliches Leben die Person des Urteilenden erscheint.

Der Name des amerikanischen Staatsmannes und Gelehrten Andrew D. White ist weitem deutschen Kreise vorteilhaft bekannt. Der Genannte hat die Hochschulen von Heidelberg und Berlin besucht, später Deutschland mehrfach als Reisender wie in öffentlicher Stellung als Gesandtschaftsattaché wiedergesehen und vertrat zuletzt sein Vaterland, die nordamerikanische Union, während der vier letzten Jahre von 1879 bis 1882 als Gesandter beim deutschen Reiche. Nach seiner Abberufung von Berlin verließ er den Staatsdienst und nimmt jetzt als Präsident der Cornell-Universität, welche er in jüngern Jahren hat mitbegründen helfen, die ihm gebührende Stellung in der heimischen Gelehrtenwelt ein. Vor einiger Zeit hat Herr White seine reichen Erfahrungen über Deutschland in einer Schrift niedergelegt, welche durch das Bulletin of the American Geographical Society veröffentlicht worden ist.

Grenzboten III. 1883.

The new Germany, das neue Deutschland, wie sich die Publikation betitelt, ist natürlich zunächst dazu bestimmt, die Landsleute des Verfassers, die „smarten Yankee's," über deutsche Verhältnisse und Zustände aufzuklären, und wird gewiß dazu beitragen, jenseits des Ozeans manches Vorurteil zu zerstreuen, welches der realistisch gesinnte Amerikaner dem idealer gearteten Dutchman noch immer entgegenbringt. Doch auch in Deutschland verdienen die mit gründlicher Kenntnis deutscher Wissenschaft und deutscher Geschichte geschriebenen Blätter Verbreitung und Würdigung, und da ihre Ausdehnung über mehr als fünfzig Oktavseiten die wortgetreue Übertragung den Raum dieser Zeitschrift zu sehr in Anspruch nehmen würde, so wollen wir in nachstehendem unsre Leser wenigstens mit den Hauptpunkten der unbefangenen und wohlwollend urteilenden Broschüre bekannt machen.

Im Eingange giebt der Verfasser der Ansicht Raum, daß das dritte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der Menschheit sich stets als eine Periode von höchster Bedeutsamkeit kennzeichnen werde. Niemals vorher seien derartig durchgreifende Veränderungen während eines beschränkten Zeitraumes vor sich gegangen. Nach Aufzählung dieser Veränderungen in den verschiedenen Ländern, in Großbritannien, Frankreich, Italien, Rußland und seinem eignen Vaterlande, kommt White zu dem Schlusse, daß die Entwicklung Deutschlands am überraschendsten fortgeschritten sei.

Zu Anfang dieses Zeitabschnittes wurde Deutschland durch zwei Mächte gelähmt und auseinandergehalten, von denen jede die Bestrebungen der andern zu nationaler Einigung fortwährend kreuzte. Beide benutzten ihren Einfluß auf eine Menge kleiner Staaten, deren kleinliche Interessen die allgemeine Verwirrung noch vergrößerten, zu eigener Förderung. So war Deutschland nicht fähig, weder der Einmischung Frankreichs von der einen Seite, noch derjenigen Rußlands von der andern Seite Widerstand zu leisten. Jetzt aber hat Deutschland infolge einer erstaunlichen Verkettung von Ereignissen seinen Platz unter den Großmächten eingenommen und kann einen jener großartigen Erfolge verzeichnen, von denen die Geschichte aller Zeiten reden wird.

Dieser erstaunliche Aufschwung ist nicht hervorgerufen worden durch irgend einen glücklichen Zufall, durch die kühnen Maßnahmen eines despotischen Herrschers oder die gelegentliche Laune eines erregten Volkes, sondern bildet den Preis langandauernder Kämpfe, Opfer und Anstrengungen. Deutschlands Ruhm ist nicht so sehr begründet durch den Sieg über andre Mächte, sondern vielmehr durch den Sieg über sich selbst — über die Neigung zur Trägheit, Anbotmäßigkeit, Unvernunft und Selbstgefälligkeit.

In kurzen und scharf gezeichneten Umrissen entwickelt der Verfasser dann die Ursachen, welche den Weg Deutschlands zu Größe und Ruhm langwieriger und ernster gestalteten als den anderer Völker, und die Schwierigkeiten und Gefahren, welche aus seiner geographischen Lage im Herzen Europas entspringen. Er hebt die politischen Intriguen der Schwedenkönige, der russischen Kaiser und der verschiedenen Herrscher Frankreichs hervor, die verheerenden Wir-

lungen des dreißigjährigen Krieges, den Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, den Niedergang des Volksbewußtseins durch die Nachahmung französischer Sitten und Vorbilder bei den deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts, wie endlich die Unterdrückung deutschen Volksgeistes durch Metternich und Kaiser Nikolaus von Rußland, und weist in zahlreichen konkreten Beispielen auf den politischen, intellektuellen und künstlerischen Verfall hin, welcher, in jenen Zuständen begründet, dem neuen Deutschland zu überwinden blieb.

Der materielle Aufschwung nach langem Darniederliegen wurde durch die Notwendigkeit starker stehender Heere und eine engherzige Interessenpolitik erschwert.

Doch ernste, eifrige Männer dachten und studirten und arbeiteten weiter, bis politische Vorurteile nach und nach überwunden und der drückende Alp einer Menge von einschränkenden und hindernden Maßregeln für Handel und Verkehr entfernt wurde. Kanäle, Eisenbahnen, Häfen, öffentliche Anlagen und Verbesserungen aller Art sind entstanden. Fabriken sind gebaut, von denen einzelne, wie das Krupp'sche Etablissement in Essen, riesige Verhältnisse angenommen haben; und zahlreiche Dampferlinien von Bremen, Hamburg und Stettin liefern den Beweis, daß ein Wiederaufblühen des Handels trotz der englischen Rivalität möglich ist.

Ein großer Teil des heutigen deutschen Handelsverkehrs ist allerdings eingeengt durch eine gewisse Beschränktheit und Kleinlichkeit der Auffassung, eine Jaghaftigkeit, von den mächtigen Strömungen des Welthandels Vorteil zu ziehen, welche dem Kenner des amerikanischen Geschäftslebens geradezu seltsam erscheinen muß. Es wird dem Leser, wie es einst auch mir erging, befremdlich erscheinen, daß die Geschäftsführung des gewöhnlichen kleinen Kaufmanns in deutschen Städten weit weniger ehrbar, ja selbst weniger ehrlich betrieben wird, als wie dies in amerikanischen Städten von gleicher Größe der Fall ist. Aber jahrelange Erfahrung hat mich von dieser Thatsache überzeugt, und amerikanische Bürger deutscher Abkunft haben sie mir mehr als einmal bestätigt. Amerikanische Handelsleute werden vielleicht einen höhern Gewinn in Anspruch nehmen, aber sicherlich besteht unter ihnen eine viel geringere Neigung zu kleinlicher Übervorteilung der Kunden als in den entsprechenden deutschen Kreisen.

Dies hat seinen Grund nicht in einem Mangel an Ehrlichkeit im Volke. Germanische Volksstämme sind stets ehrlich gewesen. Es entspringt, meiner Überzeugung nach, vielmehr dem Umstande, daß infolge seiner geschichtlichen Entwicklung der deutsche Handelsstand nicht denjenigen Grad von Selbstachtung besitzt, wie dies bei uns der Fall ist. Dabei ist indeß hervorzuheben, daß die Deutschen in diesem Punkte ebenso, wie in vielen andern, in stetigem und gesundem Fortschreiten begriffen sind.

Wir haben diese, dem deutschen Handelsstande keineswegs schmeichelhafte Betrachtung absichtlich ihrem vollen Umfange nach wiedergegeben, weil in neuester Zeit in Blättern, welche die Hebung des deutschen Exporthandels auf ihre Fahne geschrieben haben, ähnliche Klagen laut geworden sind. Herrn Whites Beobachtungsgabe erscheint hiernach in einem umso hellern Lichte, und angesichts des offenen, freimütigen Tadelns darf man der Stimme seines Lobes desto sicherer vertrauen.

Die zahlreichen polytechnischen Schulen Deutschlands stehen nach der Meinung des Verfassers auf der Höhe der Zeit und haben im Verein mit den Kunstgewerbemuseen und den lokalen Industrie- und Gewerbeausstellungen bereits einen günstigen Einfluß auf das deutsche Gewerbe und den Handel ausgeübt, sodaß die alte Überlegenheit des Kunsthandwerkes in Städten wie Nürnberg und Augsburg aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege wiederzukehren scheint. Zahlreiche Industriezweige machen der herrschenden französischen Arbeit bereits erhebliche Konkurrenz. Der Verfasser führt diese Verhältnisse seinen Landsleuten als nachahmenswertes Beispiel vor und hält namentlich die künstlerische Fortbildung des amerikanischen Gewerbetreibenden für umso wünschenswerter und notwendiger, als Amerika, was man in Deutschland freilich kaum glauben werde, in der eigentlichen technischen Ausübung des Handwerkes voraus sei. So meint Herr White beispielsweise, daß kein amerikanischer Handwerker einer kleinen Stadt, der auf seinen Ruf hält, so schlecht ausgetrocknetes Holz zu dem gewöhnlichsten Hausrat verwenden würde, wie es in Deutschland oft zu künstlerischen Arbeiten von hoher Vollkommenheit benutzt wird. Überhaupt werde das Material dort viel sorgfältiger ausgesucht und behandelt, und eine Menge sinnreicher und wertvoller Arbeitsmethoden und praktischer Hilfsmittel seien bei den amerikanischen Arbeitern in Gebrauch, welche man in Deutschland entweder überhaupt nicht oder nicht genügend kenne.

Eine kurze Übersicht über die Entwicklung des preussischen und deutschen Heerwesens schließt Herr White mit den Worten:

Zum Glück für Deutschland vereinigte Wilhelm von Preußen in sich Verstand, klaren Blick, kräftigen Geist, die zähe Ausdauer im Festhalten an dem einmal Gewollten, und ein tiefes Gefühl edler Vaterlandsliebe. . . . Das heutige deutsche Heer ist unseugbar das vollkommenste seiner Art. Ich habe bei den großen Manövern Gelegenheit gehabt, diesen Gegenstand mit hervorragenden Militärs der verschiedenen europäischen Staaten zu besprechen, und sie haben anerkannt, daß keine andre Armee der Gegenwart in derartigem Maße die Eigenschaften eines riesenhaften, lebendigen Organismus besitze, der voll patriotischen Selbstvertrauens seinem Führer gehorche, wie die Glieder des menschlichen Körpers dem Willensausdruck des Gehirns.

Freilich betrachtet der Amerikaner das große stehende Heer als eine bedeutende Last für den Staat. Er hebt hervor, daß fast jeder gesunde deutsche Mann drei seiner besten Jahre und noch später jährlich einige Monate Soldat sein müsse, und wenn er auch manche Vorteile dieser Dienstzeit und der allgemeinen Dienstpflicht überhaupt nicht verkennet und dem patriotischen Gefühle der Deutschen Rechnung trägt, so kann er sich vom Standpunkte des Republikaners doch nicht damit einverstanden erklären. Er führt den Ausspruch Moltkes von der Notwendigkeit einer fünfzigjährigen Kriegsbereitschaft an, um daran die Hoffnung zu knüpfen, daß lange vor Ablauf dieser Zeit eine allgemeine europäische Abrüstung die Ara der internationalen Schiedsgerichte zur Regel erhoben und den Krieg zur Aus-

nahme gestempelt haben werde. Eine Charaktereigenschaft der Deutschen bestärkt ihn in dieser Hoffnung.

Obgleich eine Nation von Kriegern, sind sie friedlich und friedliebend. Es besteht keine Neigung für das Soldatenhandwerk, keine Leidenschaft für den Prunk und die Thaten des Krieges. Das Volk hat nur einem tiefen Pflichtgefühl folgend dem Kampfe mit den Nachbarn zugestimmt. Trotz ihrer vortrefflichen militärischen Organisation und trotz ihrer zahlreichen Siege hat die Nation nie die Neigung kundgegeben, Europa mit ihrem Heere zu bedrohen. Gewiß herrscht ein allgemeines Gefühl nationaler Befriedigung und des gerechtfertigten Stolzes auf die militärischen Erfolge, welche Deutschlands Einheit herbeigeführt haben, aber man findet keine prahlende Überhebung wegen der Vergangenheit, keine Drohung für die Zukunft. Das sind gewiß gute Anzeichen für den Frieden und die Zivilisation.

Besondres Interesse erweckt seine Darstellung der politischen Entwicklung des deutschen Reiches.

Die beiden Jahrhunderte, welche dem westfälischen Frieden von 1648 folgten, schienen dem deutschen Volke jede Fähigkeit zum politischen Denken geraubt zu haben. Allorten herrschte Uneinigkeit, Despotismus, Pedanterie. Lokale Eifersüchteleien waren an die Stelle nationaler Vaterlandsliebe getreten; Günstlinge nahmen den Platz von Staatsmännern ein; die Staatskunst bestand hauptsächlich in gegenseitiger Betrügerei, der politische Gedanke äußerte sich in Ränken und Intriguen.

Dennoch brachte jede Generation starke Männer hervor, welche im politischen Denken beharrten. Thomasius, Stein, Hardenberg, Fichte, Dahlmann sind die Typen solcher Männer, welche beharrlich aus dem Chaos einen Kosmos herauszubilden bestrebt waren. Gerade zwei Jahrhunderte nach dem westfälischen Frieden, 1848, trat das Frankfurter Parlament zusammen. Hier vereinigte sich eine solche Fülle von Gelehrsamkeit, Talent und Genie, wie kein andres Land sie hätte zusammenbringen können. Dennoch wurde es bald klar, daß der beste Teil seiner politischen Gedanken nur politische Träume waren — und nicht zwei Träume von gleichem Inhalt. Diese große Versammlung zeigte sich unfähig zu der einfachen Arbeit politischen Aufbaues, die wir auf unsrer Seite des atlantischen Ozeans oft genug von Abgeordneten der Minenarbeiter und Viehzüchter haben erfolgreich ausführen sehen.

Aber man fuhr fort zu denken und im Lichte dieser Erfahrung zu arbeiten, bis das ernste Streben seinen Lohn fand. Die Ideen haben sich zu Thaten verkörpert. In den letzten Jahren ist eine derartige politische Thätigkeit entwickelt worden, daß der höhrende Spott Heinrich Heines gegenstandslos geworden ist. Das deutsche Reich braucht fernerhin weder die Herrschaft zu Lande an Frankreich, noch die Herrschaft zur See an England zu überlassen, um sich mit dem Übergewicht in den Regionen der Luft zu begnügen. Endlich steht es mit seinen Füßen fest am Boden gewurzelt und übt einen mächtigen Einfluß aus auf die politischen Angelegenheiten der Menschen.

Bei dieser umformenden Entwicklung haben sich die gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten als wertvolle Mittelpunkte für parlamentarische Schulung erwiesen, deren Erfolg jetzt im deutschen Reichstage in die Erscheinung tritt.

Dem deutschen Parlamente spendet Herr White hohes Lob wegen seiner würdevollen Haltung, seiner Unabhängigkeit und Stetigkeit. Er meint, daß die

Redner, fern von Frankfurter Phantastereien oder revolutionärer Deklamation, durchweg nicht zu lang und durchweg zur Sache sprächen, daß die Abgeordneten meistens auf ihren Plätzen zu finden seien und nicht während der Sitzungen in den verschiedenen Gerichtshöfen Prozesse führten oder bei den maßgebenden Persönlichkeiten Empfehlung und Anstellung suchten.

Nach einem Blicke auf die zahlreichen politischen Parteien entwirft der Verfasser dann ein in hohem Grade interessantes Bild des Reichskanzlers, das wir hier in möglichst wortgetreuer Wiedergabe folgen lassen.

Die auffallendste Erscheinung im Parlamente bildet für den Fremden die Stellung des Mannes, welcher sowohl durch seine politischen Vorzüge, wie durch seine politischen Schwächen das Meiste für die Erziehung der Deutschen zu politischer Thätigkeit beigetragen hat — des Fürsten Bismarck.

Der große Kanzler sitzt mit andern Ministern zur Rechten des Präsidenten. Er besucht die Sitzungen des Reichstages durchaus nicht regelmäßig. Während einzelner Sesssionen ist er nicht öfter als zwei oder dreimal erschienen. Wenn man ihn zuerst sprechen hört, erscheint er keineswegs als guter Redner. Sein mächtiger Körper scheint vergebens darnach zu ringen, die Gedanken zu Tage zu fördern. Bei diesem Manne, dessen Reden Bände füllen, scheint anfangs ein verhängnisvoller Mangel an Redegeläufigkeit vorherrschend. Er keucht und schnauft, dann folgen Auseinandersetzungen und Sentenzen, welche kaum zur Sache gehören, bis endlich ein Wort sich lösringt, welches geeignet ist, helles Licht über ein ganzes Gebiet der Politik zu verbreiten, eine kernige Wendung, die den Gegner oder eine ganze Partei niederschmettert, ein geflügeltes Wort, welches als zündende Losung die ganze Nation ergreift. Dann vielleicht einige lose zusammenhängende Erinnerungen, und plötzlich mitten aus ihnen heraus eine durchschlagende geschichtliche Ausführung. Auf weiterschweifige persönliche Bemerkungen folgen dann vielleicht noch eine Reihe zwingender Schlußfolgerungen, welche gleich Blitzen über die Versammlung hinzucken, ein halb trauriger, halb verzagter Monolog, ein Ausbruch herausfordernden Lohnes gegen seine Feinde und ein Appell an die deutsche Nation, an das zukünftige Geschlecht, welcher über die Grenzen des Parlaments hinaus das ganze Volk tief ergreift und erregt. Es hat in den Staaten der Neuzeit viele Männer gegeben, welche weit beredter zu sprechen verstanden, aber wohl keinen, dessen Reden solchen Eindruck hervorgerufen haben.

In allen seinen Reden findet sich eine seltsame Mischung von Herausforderung und Überredung. Er lernte seit Jahren im Gegensatz zu einer parlamentarischen Mehrheit zu regieren, und mit Ausnahme der Zeiten ernstester Gefahr oder der ersten dankbaren Aufwallung für seine großen Verdienste hat er meistens die Majorität gegen sich gehabt. Vorlage auf Vorlage mag verworfen werden, er beginnt mit stets gleicher Entschlossenheit den Angriff von neuem. Um ihm gerecht zu werden, muß dabei betont werden, daß sein Verbleiben im Amte trotz der oppositionellen Mehrheit im Reichstage nicht durch bloße despotische Laune oder leidenschaftliche Herrschsucht hervorgerufen wird. Er weigert sich vielmehr einfach, den englischen konstitutionellen Anschauungen, welche auch in den übrigen konstitutionellen europäischen Staaten Platz gegriffen haben, sich anzubequemen. Und so groß auch unsre Sympathie mit den freiheitsliebenden Männern sein mag, welche jetzt seine Gegner sind, so dürfen wir uns doch versichert halten, daß Fürst Bismarck mit seiner instinktiven Auffassung sich im Rechte befindet. Das große Unglück konstitutioneller

Regierungen des europäischen Continents scheint mir in der slavischen Nachahmung jenes Grundsatzes in der englischen Verfassung zu liegen, welcher die ausführende Staatsgewalt, d. h. das Ministerium, von dem Willen, ja selbst von der augenblicklichen Laune der gesetzgebenden Körperschaft abhängig macht.

Wenn sich auch in England aus geschichtlichen und sozialen Ursachen dieses System bewährt hat, so kann man doch nicht behaupten, daß das Gleiche bei den Kontinentalregierungen der Fall sei. Der Zustand der Dinge dort, wo neue Minister fast mit jedem Mondwechsel aufeinander folgen, kann gewiß nicht als ein endgiltiges System angesehen werden. Die Art und Weise, wie sofort nach der Einsetzung eines neuen Ministeriums sämtliche ehrgeizigen Parlamentarier sich vereinigen und Ränke zu schmieden beginnen, um dasselbe zu bekämpfen und zu stürzen, in der Hoffnung, während der nachfolgenden Verwirrung Stellen für sich zu erhaschen, ist sicherlich weder materiell noch moralisch der nationalen Wohlfahrt förderlich. Aufmerksame Beobachtung der Vorgänge in allen wichtigen gesetzgebenden Körperschaften Europas hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß unser amerikanisches System, nach welchem die Exekutivgewalt des Staates, soweit das Verbleiben im Amte in Frage kommt, unabhängig von der Legislative gestellt ist, für die Kontinentalstaaten weit zweckmäßiger sei, als nach englischem Muster die Herabdrückung der Exekutive zur unterwürfigen Dienerin der gesetzgebenden Gewalt. Meine Ansicht ist deshalb, daß dieser langandauernde Kampf in Deutschland mit der den Verhältnissen angepaßten Einführung des amerikanischen Systems endigen wird.

In der äußern Politik des deutschen Reiches ist der Kanzler nicht weniger kühn und herausfordernd. Ein schlagendes Beispiel davon ist sein Verhalten gegen Rußland. Beim Rückblick auf seine Vergangenheit sollte man erwarten, daß seine Neigungen in dieser Richtung lägen. Seine Ungeduld bei parlamentarischen Verwicklungen, seine frühere Verbindung mit dem russischen Kabinet, sein Aufenthalt in St. Petersburg, die Verwandtschaft zwischen den Herrscherhäusern beider Länder könnten ihn wohl nach Rußland hinüber ziehen. Aber hier tritt gerade das Gefühl recht deutlich zu Tage, welches ihm den starken Rückhalt im ganzen Lande verschafft hat. Das ist sein echter deutscher Patriotismus, sein Gefühl für die Würde des neuen Reiches, sein alles andre überragender, hingebender Eifer für die deutsche Einheit. Dieses letztere Gefühl beherrscht offenbar den ganzen Mann. Nichts mehr von der alten Unterwürfigkeit gegen Rußland. Preußen soll nicht wieder, wie zu Olmütz, gedemütigt werden. Deutschland soll nicht mehr die Vorschrift für sein politisches Verhalten von einem Nikolaus oder Alexander erhalten. Einige Mittel, welche Bismarck angewandt hat, um diese Thatsache dem Verständnisse Rußlands und Europas einzuprägen, erschienen fast wie die Sprünge eines politischen Desperado. Viele Monate lang, als die Furcht vor einem Kriege mit Rußland weit verbreitet war, schien er keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, einen solchen seinerseits zu provoziren. Sein halboffizielles Blatt schleuderte fortwährend Angriffe gegen russische Anmaßungen und Gelüste. Man gewöhnte sich daran, einen besonders herausfordernden Artikel gleichsam als die Anzeige von der Anwesenheit eines russischen Prinzen in Berlin zu betrachten. Das Spiel war gewagt, aber es hatte Erfolg. Fürst Gortschakoff hat die Stellung eines russischen Kanzlers für immer verlassen, und sein Nachfolger Giers pilgerte nach Warzin.

Dieselbe über frühere Vorurteile sich hinwegsetzende Vaterlandsliebe kann man in seinem Verfahren gegen Oesterreich wiederfinden. Als jüngerer Mann war er demselben warm ergeben, hatte es aber seitdem fortwährend bekämpft, und war namentlich am Bundesrathstische in Frankfurt dessen erbitterter Gegner gewesen.

Seine tiefsten Gedanken und seine schärfsten Witzworte hatten Österreich zum Ziele gehabt. Seit einem Vierteljahrhundert war es sein Hauptbestreben gewesen, Österreich von Deutschland auszuschließen. Er hatte es auf diplomatischem Gebiete wie auf dem Schlachtfelde besiegt; es war seiner Gnade anheimgegeben. Aber in dieser Stunde des höchsten Triumphes war er weise genug, sich der alten Politik Schwarzenbergs zu erinnern — „Preußen herabzudrücken und zu vernichten.“ Er weigerte sich standhaft, Österreich durch den Einmarsch preussischer Truppen in die Hauptstadt zu demütigen. Was er damals im Auge hatte, trat zu Tage, als er 1879 bis 1880 das deutsch-österreichische Bündnis zustande brachte — ein staatsmännisches Meisterstück.

So viel von seiner äußern Politik. Seine innere Politik ist zwar noch unentwirrt, und das Urteil der Geschichte über dieselbe noch ungewiß, doch zieht die Entwicklung einer Seite derselben die Beachtung auf sich, das ist seine Stellung zu der sozialistischen Bewegung.

Der Verfasser streift nun die sozialistischen Neigungen des Reichskanzlers wie sein Verhältnis zur Sozialdemokratie und schließt sein Urteil über den großen Staatsmann mit folgenden Sätzen:

Er besitzt, wie ich kaum hervorzuheben brauche, auch die Schattenseiten seiner großen Eigenschaften. Seine Einmischung in die Details der innern Verwaltung, das Ausspielen einer Fraktion gegen die andre werden indeß von der spätern Geschichtschreibung lediglich als grillenhafte Ausschreitungen des Genius angesehen werden, welche nicht auf derselben Seite zu nennen sind mit der glänzenden Erzählung von seiner Art der Behandlung großer internationaler Angelegenheiten. Solche Dinge wie die gerichtliche Verfolgung von Monnsmen und Bunsen werden lediglich als unbedeutende Motten zu betrachten sein, welche vor dem Glanze seiner Großthaten verschwinden.

Merkwürdigerweise wird das, worüber er sich so sehr beschwert, die hartnäckige Gegnerschaft im Reichstage, am meisten dazu beitragen, Mißgriffen vorzubeugen, welche seinen Ruhm schmälern könnten. Aber in einem Punkte, wo innere und äußere Politik Hand in Hand gehen, wird ihn die Geschichte für weiser erklären als seine Gegner. Welche geringern Fehler er auch in seiner Politik gegen die ältere Kirche begangen haben mag, die großen Tüde derselben zeugen von Vaterlandsliebe und staatsmännischer Meisterschaft. Im Kampfe mit der neugewachsenen kirchlichen Überhebung im Vatikan führt er nicht nur die Sache Deutschlands, sondern vertritt die ganze zivilisierte Welt, und zwar die Katholiken nicht minder als die Protestanten.

Vom deutschen Kaiser sagt Herr White, daß er gewiß kein Herrscher von jenem alten Schlage sei, wie sie lange Zeit hindurch auf Europa gelastet haben. „Schon als Jüngling sah er voraus, daß eine preussische Armee zur Aufrichtung eines neuen Deutschlands nötig sein werde. Seine Beharrlichkeit in diesem Punkte, sein Festhalten an der Idee des großen Ministers, auf die augenscheinliche Gefahr des Verlustes der Krone hin, gehört der Geschichte an. Zwei große Charaktereigenschaften sind ihm vor allem eigentümlich, der scharfe Blick, militärische oder staatsmännische Talente zu erkennen, und die zähe Ausdauer, mit der er trotz aller Opposition fest zu ihnen hält. Als dritten Charakterzug, als

ein Erbteil seines Geschlechts, besitzt der Kaiser ein hochentwickeltes Pflichtgefühl seinem Staate gegenüber, jene Anschauung, durch welche Hohenzollern und Savoyer sich von den Bourbons und den Habsburgern unterscheiden."

Im weitern Verlaufe seiner Abhandlung bespricht Herr White dann die Verwaltung, die Rechtspflege und die deutsche Stadtverwaltung. Als guter Republikaner hält er natürlich die heimischen Einrichtungen unter amerikanischen Verhältnissen für die besten, wenn sie ihm auch in mancher Beziehung verbesserungsbedürftig erscheinen. Doch rühmt er seinen Landsleuten die guten Eigenschaften der deutschen Beamten, ihre Bildung, Pflichttreue und Rechtsschaffenheit. Er betrachtet es denn doch als einen Vorzug der deutschen Institutionen, daß die Ämter nicht als „gute Beute“ betrachtet und nach einem politischen Siege an Parteimitglieder verteilt werden, sondern daß die Anstellung von den nötigen Eigenschaften abhängig gemacht wird, sodaß jeder Beamter, vom Reichskanzler bis zum letzten Schreiber herab, das Interesse des Volkes, des Dienstes, wie man sich in Deutschland ausdrückt, wahrnimmt und nicht von einer Person, Clique oder Partei abhängig ist. An der deutschen Gemeindeverwaltung rühmt er, daß, da die Hauptinteressen einer Stadt finanzielle seien, die Wählbarkeit für städtische Vertretungen sich auf die Steuerzahler beschränke. „Die Gemeindeverwaltung in Deutschland ist vorzugsweise die Verwaltung von Steuerzahlern. Daraus entspringt eine Wirtschaftlichkeit und eine Würde, von denen unsre großen Städte vergleichsweise wenig wissen. In die Stadtvertretung werden Männer von Ruf und Bedeutung gewählt und nehmen mit Stolz ihren Sitz in der Versammlung ein.“ So kommt es, daß die ganze weitverzweigte Verwaltung von Berlin wenig mehr kostet, als die Zinsen der städtischen Schuld von New-York betragen, während doch Berlin mehr als eine Million Einwohner zählt und in Bezug auf Gesundheitsverhältnisse ungünstiger daran ist als jene Weltstadt. Herr White geht in diesem Punkte so weit, wenn nicht die Nachahmung deutscher Einrichtungen zu empfehlen, so doch bestimmte Vorschläge zur Besserung amerikanischer Zustände zu machen.

Das deutsche Unterrichtswesen erklärt der Verfasser für das beste der Welt. Er schildert in großen, treffenden Zügen die Aufgaben der verschiedenen Schulen, die Zusammensetzung und den Geist der deutschen Universitäten und erteilt seinen Landsleuten Ratschläge zur Umgestaltung der eignen Schulverhältnisse. Trotz dieser Vorliebe für deutsche Bildung und deutsche Schulen hat sich aber der Verfasser doch den freien, ungetrübten Blick bewahrt, und in dem neuerdings entbrannten Streite wegen Überbürdung oder Nichtüberbürdung, wie über die pädagogische Behandlung der Schüler überhaupt, wird eine Bemerkung der anerkannten Autorität auf diesem Gebiete umsomehr ins Gewicht fallen, als ähnliches auch in Deutschland von berufener Seite nicht selten ausgesprochen worden ist.

Ich muß bei aller Bewunderung für die deutsche Erziehung bekennen, daß in vielen Schulen zuviel scholastischer Druck ausgeübt, daß die Jugend angehalten

wird, zu viel zu lernen und zu wenig zu denken, daß Gefahr vorhanden ist, ihre Fähigkeit zu selbständiger Arbeit zu untergraben, die Kraft der Eigenart abzuschwächen. In verschiedenen Gymnasien und Universitäten habe ich wiederholt den Eindruck gewonnen, als ob es mitunter an jenem Rückhalt geschonter Kraft fehle, welche dem amerikanischen und englischen Studenten im praktischen Leben so sehr zu statten kommt.

Nachdem dann weiterhin der Fortschritte in Wissenschaft und Kunst gedacht ist, und in letzter Hinsicht besonders die Sammlung und Ausstellung von Bildern moderner Meister zur Nachahmung empfohlen wird, weist der Verfasser auf einige Punkte in der gesellschaftlichen Entwicklung hin, „welche besonders wichtig erscheinen für das Verständnis des täglichen Lebens und Empfindens im neuen deutschen Reiche.“

Touristen, welche nur an den äußern Grenzen des deutschen Lebens vorbeiführen und lediglich die Oberfläche „abgrasten,“ bringen Schilderungen über die sozialen Zustände des Landes, welche zuweilen unterhaltend, manchmal aber erschreckend wirken.

Der Sohn Albions befindet sich oft in trübselig niedergedrückter Stimmung. Er berichtet, daß seit der Aufrichtung des deutschen Reiches eine Abnahme jener ehrerbietigen Unterwürfigkeit zu verzeichnen sei, die dem Herzen des reisenden Briten einst so wohlthuend war. Er bemerkt eine Zunahme nationaler Selbstachtung und stolzen Volksbewußtseins neben der wachsenden Gleichgiltigkeit gegen fremde Anschauungen. Dieser Zustand scheint ihm durchaus verkehrt. Er kann es nicht verstehen, wie Deutschland, oder überhaupt irgend ein andres Land mit Ausnahme von England, je den Wunsch empfinden könne, seine Grenzen zu erweitern, oder auch nur versuchen sollte, sein Ländergebiet zusammenzuhalten, falls ein andrer Staat daran rütteln wollte. Er überfieht die Möglichkeit, daß ein Deutscher, oder überhaupt ein andrer Mensch, mit Ausnahme immer natürlich des Engländer, seinen Nationalstolz haben könne. Er fragt mit Erstaunen: Warum erstrebt denn eigentlich Deutschland Einigung und Unabhängigkeit?

Noch erregter geberdet sich der typische französische Reisende der Gegenwart. Er ist nicht imstande zu verstehen, wie irgend eine Nation nachbarliches Ländergebiet erobern oder gar behalten kann. Es ist ihm unbegreiflich, wie Monsieur de Bismarck mehr an der hohen Meinung seines eignen Landes als an derjenigen Frankreichs gelegen sein kann. Ist der Reisende gar Herr Victor Tiffot, so beklagt er die Unmoralität, welche er in deutschen Städten auszukundschaften so glücklich gewesen, und schlägt nach der Rückkehr in sein eignes fleckenreines Paris die Hände entsetzt über dem Kopfe zusammen — und Herr Zola stimmt ihm bei.

Aber auch von unsern teuern Vandsleuten urteilen manche recht hart. Die Ernstgesinnten entsetzen sich darüber, daß Männer, Weiber und Kinder Bier trinken und Musik hören, während doch die Männer Schnaps trinken und sich raufen, die Frauen Thee trinken und über den lieben Nächsten „klatschen“ sollten. Die praktischen Leute wundern sich, daß man die zum „Geldmachen“ so wichtige Zeit mit der Betrachtung von Bildern vergeuden könne. Und beide zusammen mißbilligen die Unsitte der niedern Volksklassen, am Sonntag nach der Kirche die Kunstsammlungen zu besuchen, statt sich in Brantweinstuben und öffentlichen Vergnügungsorten zu betäuben und zu entnerven. Weniger ernsthaftere Amerikaner haben zu

ihrem größten Schrecken beobachtet, daß viele Deutschen mit dem Messer essen und häufig mit Kehltönen, statt durch die Nase sprechen.

Ich fürchte, daß Deutschland wegen solcher und ähnlichen Anklagen schuldig befunden werden muß. Aber wenn man tiefer in das deutsche Leben eindringt, so treten doch einige mildernde Umstände zu Tage. Der erste ist die Thatsache, daß dem deutschen Durchschnittsmenschen von seiner Jugend an gelehrt wird, sich der Gaben Gottes zu bedienen, ohne sie zu mißbrauchen, und noch an etwas andres neben der Sucht des bloßen Geldmachens zu glauben. Er erscheint häufig derb genug in seinem äußern Auftreten, aber im Innern bewahrt er sich ein höheres Ideal. Ihm erscheint die Aufhäufung von weltlichen Schätzen eitel Thorheit ohne das gleichzeitige Anwachsen von geistiger Verfeinerung, welche den Reichtum erst begehrenswert macht. Ich kenne kein Land der Welt, wo der Reichtum als solcher so wenig zur Hebung der gesellschaftlichen Stellung beiträgt, und wo der Mangel an Reichtum so wenig die gesellschaftliche Auszeichnung beeinträchtigt. Ich kenne kein Land, wo der arme Mann mit wirklich tüchtigen schätzenswerten Eigenschaften so geehrt wird, keins, wo der durch Schurkenstreiche reichgewordene so unauslöschlicher Mißachtung verfällt.

Das ganze soziale Leben Deutschlands ist von der Idee getränkt, daß der Mensch nicht vom Brot allein leben könne, daß er noch höhere Bedürfnisse habe als solche, die durch Geld befriedigt werden können. Infolge dessen kenne ich auch kein Land, in dem unsinniger Luxus und gemeine Brunksucht in geringerem Maße gefunden würde.

Über die religiösen und sittlichen Zustände unsers Vaterlandes herrschen in Amerika die entgegengesetztesten Anschauungen. Einesteils hält man Deutschland in völligen Skeptizismus versunken, andernteils glaubt man an die Rückkehr des Volkes vom frühern Rationalismus zur striktesten Orthodogie. Beide Annahmen sind nach der dreißigjährigen Erfahrung des Verfassers unrichtig. In längerer Auseinandersetzung spricht er seine Ansicht dahin aus, daß die Deutschen der Masse nach in der That tief religiös seien. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ bemerkt Herr White. „In keinem Lande giebt es ein reineres Familienleben, in keinem werden die Rechte des Individuums höher gehalten, nirgends wird der Ruf des Einzelnen mehr von der Presse geachtet, nirgends werden Privatgeschäfte sicherer und die Staatsgeschäfte so redlich betrieben; in keinem andern Lande werden Wissenschaft, Litteratur und Kunst mit so hohem und reinem Sinn gepflegt, nirgends wird die heranwachsende Jugend durch Verbreitung öffentlicher Argernisse weniger vergiftet, nirgends begegnet man weniger Unehreverbietigkeit und Spottsucht, in keinem Lande findet sich weniger Trunksucht, Schurkerei und Verbrechen.“

In seinen Schlüssen zieht der Verfasser seine Folgerungen für die Zukunft.

Betrachten wir Deutschland zunächst vom historischen Standpunkte. Eine Fülle von zivilisatorischen Elementen hat sich entwickelt — ideale und reale, theoretische und praktische, ästhetische und alltägliche, bürgerliche und militärische, wissenschaftliche und literarische, religiöse und sittliche, autokratische und demokratische, aristo-

kratische und kaufmännische —, alle gezwungen, durch Nachdenken und Arbeit sich auf ihrem Standpunkte zu erhalten, alle miteinander wetteifernd und verhindernd, daß das andre allein die gesellschaftliche Herrschaft in Besitz nehme. In dieser Mannichfaltigkeit und diesem Gegenfaze der Kulturelemente hat Guizot mit einer der zwingendsten historischen Beweisführungen die Ursache der langen Dauer moderner Nationen im Vergleiche zu der Kurzlebigkeit alter Völker gefunden. In der Anwendung dieser Schlußfolgerung auf Deutschland muß man die sichersten Anzeichen finden, daß die Mannichfaltigkeit und die Lebensfähigkeit der zahlreichen Kulturelemente im neuen Deutschland eine lange, glänzende und wohlthätige Dauer gewährleisten.

Schließlich ein Blick auf die geographischen Verhältnisse des deutschen Reiches. Ein Blick auf die Karte, in früherer Zeit für den Vaterlandsfreund so niederdrückend, muß heute begeisternd wirken. Die Teilung in eine Menge von Einzelstaaten, welche in vergangenen Tagen Deutschlands ein drückender Fluch war, scheint sich jetzt in eine der größten politischen Wohlthaten zu verkehren. Auf diese Weise erhält das Volk eine lokale Gesetzgebung zur Befriedigung lokaler Bedürfnisse. So entstehen auch in jedem Teile des Reiches Pflanzstätten für die parlamentarische Thätigkeit. Es bilden sich eine große Zahl von Städten zu Mittelpunkten, nicht nur des politischen Lebens, sondern der Wissenschaft, Literatur und Kunst aus. Jede derselben spornt die andre an, sucht sie zu überflügeln und von ihr zu lernen. Keine andre europäische Nation läßt einen so regelmäßigen und gleichmäßigen Fortschritt voraussehen. Dresden, Stuttgart, Frankfurt, Weimar, Kassel, Hamburg, Mannheim, Mainz, Köln, Leipzig und zahlreiche andre Orte sind nicht als bloße Provinzialstädte zu betrachten, von denen die lebendigsten Kräfte sich der Reichshauptstadt zuwenden und die ihren Ruhm darin finden, das hauptstädtische Leben äffisch nachzuahmen. Jede einzelne dieser Städte bildet vielmehr einen lebendigen Mittelpunkt für sich mit eigener ausgeprägter Individualität, mit eigener Tradition und selbständigen Bestrebungen. Liverpool sinkt London gegenüber zu einer bloßen Landstadt herab, wenn man damit das Verhältnis von Dresden zu Berlin vergleicht. Lyons Bedeutung gegenüber von Paris ist viel geringer als die Bedeutung von Stuttgart gegenüber Berlin. Tiffot will einen Hieb gegen Deutschland führen, wenn er sagt, daß die bedeutendste Berliner Zeitung in Köln erscheine, aber glücklicherweise ist etwas wahres daran.

So sehe ich auf der Karte des neuen deutschen Reiches einerseits eine starke, innige Verbindung jedes Einzelstaates mit dem großen militärischen und politischen Mittelpunkte, andernteils eine eigentümliche und mannichfaltige lokale Entwicklung. Ich bin der festen Überzeugung, daß durch eine Verschmelzung beider Deutschland einen hervorragenden Platz in der Kulturentwicklung der Erde einnehmen wird.

Herr White kommt endlich zu dem Wunsche, daß Deutschland und Amerika sich immer besser verstehen lernen und sich als starke Verbündete in dem Bestreben nach höherer Kulturentwicklung betrachten möchten, und schließt seine interessanten und von warmer Sympathie für das neue deutsche Reich und seine Bewohner zeugenden Betrachtungen mit den Worten: „Gott segne Deutschland! Die künftige Geschichte der Menschheit und die menschliche Kultur bedürfen seiner.“

